

Zu Gast in Aeschbis Wunderwelt

TV-Auftritt Dass er einst bei Kurt Aeschbacher in dessen Sendung auftreten darf, hätte sich der Amriswiler Reliefbauer Ernst Schefer nicht träumen lassen. Die «Ostschweiz am Sonntag» begleitete ihn an die Aufzeichnung.

Manuel Nagel, Zürich
manuel.nagel@thurgauerzeitung.ch

Es ist 20.19 Uhr am letzten Donnerstag, als er ins Rampenlicht tritt und von Kurt Aeschbacher begrüsst wird. In den Augen des Amriswilers Ernst Schefer ist Aufregung und Begeisterung zugleich zu erkennen. Es ist sein grosser Auftritt.

Rückblende auf den Dienstag. Zu Besuch in Ernst Schefers Atelier, welches in einem Hühnerstall untergebracht ist. Er baut dort mit Akribie Reliefs zusammen und versprüht bereits dort schon diese Euphorie, auf deren Welle er zwei Tage später durch die Sendung surft. Da kann auch die Meldung, dass sein grosses Thurgauer Relief nun doch nicht an der Olma ausgestellt werden soll, seine Stimmung nicht trüben. Es passe nicht ins Konzept, habe man ihm gesagt. Er hat Verständnis dafür, aber ein bisschen enttäuscht ist er schon.

Die Olma wollte ihn nicht, dafür Kurt Aeschbacher

Die Olma wollte ihn nicht, dafür Kurt Aeschbacher in dessen Talksendung. Dort darf er sich und einige seiner Werke am nächsten Sonntag präsentieren, wenn es um «Wunderwelten» geht.

Die «Aeschbacher»-Redaktion ist auf ihn gestossen, weil er in der Mai/Juni-Ausgabe der Zeitschrift «Landleibe» auf sieben Seiten porträtiert wurde. Nun folgt also ein Auftritt im Schweizer Fernsehen. Zwölf Minuten sind für Ernst Schefer vorgesehen, wie auch für die anderen drei Gäste der Sendung.

Schefers Vorfreude auf den Donnerstagnachmittag ist gross. Seine Begeisterung für seine Arbeit auch. Wenn er davon erzählt, sprudelt es wie ein Wasserfall aus ihm heraus. Er wirkt euphorisch und rastlos. Genau das, was er bei seiner Arbeit nicht brauchen kann. «Ich habe deshalb diese Woche eine Pause eingelegt»,

WWW.

Weitere Fotos, die u. a. auch verraten, wo Kurt Aeschbachers Ferienwohnung ist, gibt es unter: ostschweiz-am-sonntag.ch/bilder

sagt Schefer. Er spricht und erklärt und zeigt und spricht – und es wird offensichtlich, dass es mit den geplanten zwölf Minuten knapp werden könnte.

Nicht der Bürolist, sondern der Macher

Um halb drei soll er am Donnerstagnachmittag an der Schiffbaustrasse 3 in Zürich sein, wo in der Labor-Bar die Sendung «Aeschbacher» jeweils aufgezeichnet wird. Um 13 Uhr seien sie losgefahren, sagt Margrit Frei, Schefers Partnerin. «Er ist nicht der Bürolist», sagt sie lachend über ihren Ernst. Aus seinem Mund tönt es hingegen so: «Ich bin der Macher.» Und er ist froh, dass Margrit Frei ihm den Rücken freihält und das Administratorische übernimmt. Wie eben die Organisation des Relieftransports oder auch die Medienkontakte.

Ernst Schefer wischt sich den Schweiß von der Stirn. Es ist kurz nach drei und es ist heiss in der Labor-Bar. Die wertvolle Fracht ist wohlbehalten in Zürich angekommen. «Wo stehe ich?», fragt er Michael Bachmann von der Redaktion. Die Reliefs werden aufgebaut und auf die Scheinwerfer und die Kamerapositionen hin ausgerichtet.

Zu ihnen gesellt sich nebst Regisseurin Mirjam Almasy noch ein weiterer Mann. «Was ist deine Funktion?», will Ernst Schefer wissen. «Schauen, dass es dir gut geht», antwortet Aufnahmeleiter Vincent Escriba. «Mir geht's gut», sagt Schefer. Er geniesst die neue Erfahrung – es ist sein erster Fernsehauftritt – und den Rummel um seine Person.

Small Talk mit dem «Schweizer des Jahres»

Immer mehr Leute treffen in der Labor-Bar ein, denn um 15.30 Uhr beginnt die Regiebesprechung. 30 Leute, unter ihnen auch Kurt Aeschbacher, gehen den Ablauf der Sendung durch. Um vier Uhr verlässt Ernst Schefer mit seiner Partnerin den Aufnahmeort in Zürichs trendigem Kreis 5. Zusammen mit ihren Nachbarn essen sie gleich nebenan einen Happen. Kurz vor sieben soll er wieder zurück sein für die Maske, doch Ernst Schefer trifft



Feinhandwerker unter sich: Sowohl Herzchirurg René Prêtre als auch Reliefbauer Ernst Schefer (r.) brauchen bei ihrer Arbeit eine ganz ruhige Hand.
Bild: Manuel Nagel

bereits kurz nach sechs ein. Ein wenig nervös scheint er nun doch zu sein.

Schefer lenkt sich ab mit etwas Smalltalk mit René Prêtre. Der Herzchirurg wurde zum «Schweizer des Jahres 2009» gewählt und ist an diesem Abend ebenfalls Gast bei «Aeschbacher». Dann muss Schefer in die Maske, wo er gepudert wird – damit sein Gesicht nicht glänzt. Erst jetzt, eine Stunde vor Aufzeichnungsbeginn, kommt es zum Kontakt mit Kurt Aeschbacher. Während die Gäste und Schefers Partnerin Margrit Frei im Publikum Platz genommen haben, wartet Ernst Schefer im Backstage-Bereich auf seinen Auftritt. Und dann geht's los.

Eine ganz wichtige Aufgabe zum Schluss

Beim Warm-up mit dem Publikum erklärte Kurt Aeschbacher noch die Rolle von Aufnahmeleiter Escriba. Der habe keine spasitischen Störungen, sondern teile ihm während der Aufnahme gestenreich mit, wie viele Minuten er mit seinem Gast noch zur Verfügung habe. Und wie vermutet sind die zwölf Minuten viel zu kurz. Vincent Escriba wedelt in Aeschbachers Augenwinkel mit den Armen und gibt das Zeichen «Fertig». Doch Kurt Aeschbacher stellt noch eine letzte Frage und leitet so zum Gesprächsende hinüber, denn Ernst Schefer hat zum Schluss seines Auftritts noch eine ihm ganz wichtige Aufgabe zu erledigen.

«Ich darf während des Gesprächs das Heft nicht aus der Hand geben», sagt Aeschbacher hinterher an der Bar auf die Frage, wie es denn mit einem Gast sei, aus dem es nur so herausprudle. Da müsse er improvisieren und auch mal geplante Fragen weglassen. Ernst Schefer dürfte das nicht bemerkt haben. Auch er steht an der Bar, verteilt Visitenkarten und sagt: «Ich muss jetzt erst mal herunterkommen.»

TV-Sendung

«Aeschbacher» mit Ernst Schefer wird ausgestrahlt auf SRF1 am 3. September um 22.50 Uhr oder ist danach online zu sehen unter www.srf.ch/aeschbacher.

Thursicht

Tiere sind mir (nicht) Wurst

«Jösses nei», frohlockt es, wenn Leute verzückt in die Glotze gucken und sich eine herzerwärmende Tierdoku anschauen. Oder sie schluchzen Rotz und Wasser, wenn «Giraffe, Erdmännchen und Co.» zeigen, wie sozial Elefanten sind, weil die Mutterkuh Jahre nach dem Tod ihres Kalbes am selben Grasbüschel Halt macht. Und das Büsi, das die Feuerwehr aus dem Schacht rettet, ist zuckersüss.

Doch die selbst ernannten Tierliebhaber können auch Aggressionen entwickeln: Dieser skandalöse Hefenhof, der seine Pferde misshandelte! «Wie kann man einem Tier bloss etwas antun? Das ist doch unter aller Sau.» Und da haben wir es. Die Sau, die wohl nur einen Deut besser ist als Herr K., ist halt nicht so herzlich wie das Büsi, drum kommt sie auf den Teller. Aber nicht nur die Elefantendame oder das gequälte, mit Druse infizierte Rössli sind sozial. Mutterkühe leiden genauso, wenn Ihnen ihr Kalb zu früh weggenommen wird.

Das Huhn legt natürlicherweise nur 36 und nicht 330 Eier pro Jahr. Und, ach ja, männliche Hühner legen keine Eier. Nur zur Info. Bei denen ist bald Endstation im Häckler, Schredder oder in der Gaskammer. Zwei Millionen Küken werden jährlich allein in der Schweiz vergast. Holocaust für Jungghäne sozusagen. Klar, eigenhändig Tiere jagen oder metzgen will niemand. Beim Tierfilm ein Frühstücksei vom Legehuhn schlürfen oder in ein Wurstbrot aus Masthaltung beißen ist aber in Ordnung. Das Fleisch im Kühlregal ist halt Produkt, nicht Tier. Man macht sich ja nicht die Finger schmutzig. Die braucht man, um auf andere zu zeigen.



Désirée Wenger
desiree.wenger@thurgauerzeitung.ch

Mini Bütz

«Ich unternehme Zeitreisen mit den Objekten»

Ich bin im falschen Jahrhundert geboren. Das habe ich nach meiner Ausbildung als Steinbildhauer gemerkt. In der Architektur findet unser Handwerk kaum mehr statt. Reliefs und Ornamente waren nach dem Ersten Weltkrieg nicht mehr gefragt, Fassaden wurden zusehends gesichtslos. Sehen Sie sich in den Städten und Dörfern um. Die Arbeit als Bildhauer beschränkt sich auf Grabsteine, und – wenn es hoch kommt – auf ein Brunneli. Deshalb habe ich inmitten meines Berufslebens die Ausbildung zum Diplomrestaurator gemacht. Fünf Jahre lang. Eine harte Zeit. Aber es hat sich gelohnt.

Ich erhalte Bestehendes. So kann man meine Tätigkeit wohl am

besten beschreiben. Oder anders gesagt: Ich brems die Vergänglichkeit. Vor allem an historischen Bauten, aber auch an Kunstgegenständen arbeite ich. In der Regel handelt es sich um Unikate. Aktuell restauriere ich ein Eckhaus in Zürich. Die Fassade des Hauses aus dem Jahr 1893 muss «notgesichert» werden. Wegen der Witterung und dem Eindringen der Wespen fielen Stücke des Berner Sandsteins ab. Das stellte eine Gefahr für die Passanten dar. Dieses Projekt bearbeite ich alleine, ansonsten arbeiten wir auch im Team. Ich beschäftige in meiner Firma in Weinfelden drei Personen. Aktuell zusätzlich eine Praktikantin der Fachhochschule. Das ist praktisch während des Sommers.

Dann haben wir Hochsaison. Im Winter, bei minus zehn Grad, können wir draussen nicht viel ausrichten.

Natürlich sind auch in meiner Branche Referenzen wichtig. Dazu zähle ich beispielsweise die Restaurierung der Betonsäulen von Hans Arp in Basel. Auch einen Stuhl aus Marmor von Ai Weiwei, dem chinesischen Künstler, der unter Hausarrest stand, habe ich schon restauriert. Wobei es bei diesem Stuhl vom Form-Material-Mix her nicht verwundert, dass er restauriert werden musste. Unüblich ist das bei Kunst nicht. Auch der Brunnen von Ugo Rondinone in Zürich musste nur einige Jahre nach der Einweihung restauriert werden.

Die weissen und schwarzen Kieselsteine, die kreisförmig angelegt wurden, waren zu wenig gut eingebettet. Sie fielen ab. Woran

es lag? Die mechanische Umklammerung war zu schwach.

In meinem Beruf sind Kenntnisse verschiedener Disziplinen wichtig: Chemie, Physik, Materialien, Kunstgeschichte. Gehe ich an ein Objekt heran, analysiere ich zuerst das Problem mit allen Facetten. Wenn ich beispielsweise etwas Mittelalterliches vor mir habe, muss ich herausfinden, welche Farbmittel sie damals verwendet haben, welches Bindemittel. Die Materialien altern verschieden.

Was mich fasziniert? Ganz vieles. Vor allem die Zeitreisen, die ich mit den Objekten machen kann. Ich habe auch schon eine Marmorstatue restauriert, die auf das

Jahr 50 vor Christus datiert. Die antike Statue «Der Grieche ohne Bart» stand zuvor unerkannt auf einem Friedhof. Heute steht sie im Museum. Mein Beruf ist sehr vielfältig. Ebenso die Arbeitsorte, da ergeben sich Reisen im eigentlichen Sinn. Mal sind es Kirchen und Klöster, mal ist es das Zollfreilager am Flughafen Zürich. Dort restaurieren wir ab und zu Kunstobjekte, die beim Transport beschädigt wurden. Klar, die Kreativität muss zurückstehen. Aber das stört mich nicht. Ich orientiere mich am Original, es soll wieder im alten Glanz erstrahlen – und eben nicht im neuen Glanz. Heute fühle ich mich wohl im 21. Jahrhundert.

Notiert: Sebastian Keller

